

Ich fotografiere, also bin ich

Eine Collage mit Einblicken in das Foto-Atelier einer Klinik für Suchttherapien

Wer hat das Lächeln auf den Fotos erfunden? Weshalb werden nur schöne Familienmomente abgebildet? Können wir trotz digitalen Werkzeugen den Fotos noch trauen? Oder jetzt erst recht? Tragen die Bilder unsere Erinnerungen in sich – oder haben sie diese sogar geformt? Wie wird der Baum zum Symbol? Wozu fotografieren wir eigentlich? Und schliesslich: Kann die Arbeit mit Fotoapparat und Computer Therapie sein?

Von Stephan Mathys

Herr Ray (alle Namen geändert) sitzt genervt vor dem Computer. Seine Fotos sind verschwunden. Er wisse aber, dass er nicht daran schuld sein könne. Aus einer Ecke des Ateliers dröhnt Musik. Beethoven.

Frau Fuchs blickt konzentriert auf den Bildschirm, stoppt den Sound, startet ihn von neuem. Die Tür öffnet sich, zwei Patienten kommen von ihrem Ausflug zurück. Die Akkus seien bereits leer, wegen der Kälte. Sie haben ihren eigenen Schatten auf dem Schnee fotografiert. Und ein Milan sei für sie Model gesessen. Ich zeige Herrn Ray nochmals, wie er die Bilder von der digitalen Kamera auf den Computer überträgt und so ablegt, dass er sie wieder findet. Herr Daguerre bittet Frau Fuchs, einen Kopfhörer zu benützen, weil er sich sonst nicht konzentrieren könne. Er ist gerade daran, seine Fotos zu bearbeiten: Ausschnitte wählen, Farbwerte korrigieren, den Horizont gerade stellen, Bildlegenden eingeben.



«Die Fotografie als Lichtaufzeichnungssystem schafft Bilder mit bestimmten Eigenschaften. Das Ergebnis ist, räumlich gesprochen, ein kleiner Ausschnitt aus der Welt, eine Abstraktion in die Fläche und ins Rechteck, konstruiert nach den Regeln der einäugigen Zentralperspektive, die im Nahbereich nicht unserer natürlichen Wahrnehmung entspricht, aber mit einer gewissen Distanz ihr verblüffend ähnlich wirkt.» (Alle Zitate aus: Urs Stahel, Das ist Fotografie, NZZ, 22. Februar 1995)

Die Vorhänge sind gezogen. Der Beamer surrt. Frau Barnack sagt, sie habe versucht, ihren Weg aus der Sucht mit Fotos zu dokumentieren. Mit einem Mausklick startet sie die Präsentation. Ein Musikstück von Satie erklingt. Auf der weissen Atelierwand sind Fotos von himmelwärts fliehenden Buchen zu sehen. Einige

Fussspuren im Schnee, die abrupt enden. Porträts von Frau Barnack mit Schattenbildern im Gesicht. Eine Seifenblase auf der Fingerspitze. Das Bergpanorama in der Abenddämmerung. Das Licht geht an. Frau Barnack bekommt von den anderen Patienten und Patientinnen Rückmeldungen. Darüber, welche Motive sie ansprechen. Wie die Bildergeschichte auf sie wirkt. Was das Zusammenspiel von Musik und Fotos für eine Stimmung erzeugt. Frau Barnack erzählt, wie sie bei der Auswahl des Materials vorgegangen ist. Wie sie sich beim Bearbeiten der Bildpräsentation ihres Weges bewusster geworden sei.

«Zeitlich gesprochen sind Fotografien die fixierte Licht- und Schattenspur von etwas real Dagewesenem. Beim Klick des Auslösers bleibt die Uhr in der Vorgegenwart stehen, beim Öffnen eines Fotoalbums blickt uns die Vergangenheit entgegen. Die Zukunft ist in diesem Medium ausgeschlossen.»

Ein Baum ist ein Baum. Eine Pflanze aus Holz. Mit Wurzeln, Stamm, Ästen, Zweigen, Blättern, Früchten, einer Krone. Ein Baum ist eine Herberge für Elstern, Amseln, Käfer, Würmer. Ein Baum wühlt sich in die Erde, reckt sich zum Himmel. Ein Baum verwandelt sich im Laufe des Jahres. Ein Baum wirft Schatten. Er kann erklettert werden. Am dicksten Ast lässt sich eine Schaukel befestigen. Und so fort.

Das Foto eines Baumes ist kein Baum. Es ist die Abbildung eines Baumes. Die Abbildung eines Baumes kann durch die Bearbeitung am Bildschirm zum Symbol werden: für das Leben, für die Vergänglichkeit, für die Verwandlungen, für die Verbundenheit. Die Kette Motiv – Abbildung (Foto) – Bearbeitung – Symbolisierung löst das Zeitkontinuum auf und verändert den Bedeutungsgehalt. In Bildern stellen sich Ängste, Hoffnungen und Wünsche gerade auch im Hinblick auf das weitere Leben, auf die eigene Zukunft dar.

Das ist nicht die Wirklichkeit, sagt Herr Daguerre und zeigt auf das Foto auf seinem Bildschirm. Ein grellrotes Schild in einer schwarzweissen Landschaft. Er zögert. Oder entspricht die Betonung des Fahrverbots einer anderen, innerlichen Realität? Der Einblick in den Mechanismus der Wirklichkeit als Konstruktion wird greifbar. Die Welt ist nicht einfach da draussen und unveränderlich. Ich bin mittendrin, kann gestalten, denke beim Betrachten meine Geschichte mit: Was ich sehe und wahrnehme, ist imprägniert von meinem Dasein, meinen Gedanken und Gefühlen. Der Fächer öffnet sich. Nicht der Fotoapparat erschafft das Bild. Sondern der Mensch, der auf den Auslöser drückt, das Foto danach untersucht und gemäss den inneren Formungen bearbeitet.



«Nicht nur die Reportage-, auch die Amateur- und Familienfotografen haben den Wunsch nach Serien, nach einer Erzählung in verschiedenen Bildern, weil die Einzelfotografie einem verstockten, stummen Kind gleicht.»

Man erinnere sich an die Fotos auf dem Stubenbuffet der Grosseltern. Das Bild vom Hochzeitstag. Ein Familienfoto mit ihren eigenen Eltern. Die Kinder mit Stoppelfrisuren, der Vater mit Seehundschmuck, die langen Haare der Mutter geflochten und aufgesteckt. Dann die eigenen Kinder schön aufgereiht hinter den sitzenden Eltern. Der zweite Sohn, kurz nach der Geburt gestorben, im geschmückten Sarg. Die Grosskinder nun in Farbe und mit lachenden Gesichtern.

Eine Bilderserie mit riesigen Lücken. Generationenfotos als Ausgangspunkt für Familiengeschichten. Man blättere durch das eigene Fotoalbum: Festgehalten

werden nur noch die schönen Momente. Keine Trauer, kein Abschied, kein Schmerz. Dafür: Die Ferien am Meer. Der Kindergeburtstag. Die Dampferfahrt auf dem See. Und immer: Bitte lächeln! Bis in die Fünfzigerjahre des 20. Jahrhunderts galt das Lächeln auf Fotos als unanständig. Nicht zuletzt, um die schlechten Zähne zu verstecken. Nach dem Zweiten Weltkrieg führten die US-Amerikaner in Europa das breite Lächeln ein: Schauspieler/innen (mit schönen Zahnreihen) auf Grossleinwand wurden zu Vorbildern. Um Versöhnung bemühte Soldaten machten das Lächeln vollends salonfähig. Kein Zufall, dass noch heute «cheese» als Zauberwort für fröhliche Fotos gilt. Möglicherweise hat die Einführung des Lächelns in der Fotografie das Abbilden der «dunklen» Seiten in den Familienalben verdrängt.

Oft fällt die Unterscheidung schwer: Erinnerung ich mich tatsächlich an meinen dritten Geburtstag – oder haben sich die Fotos als Erinnerung eingeschrieben? Das Erinnerungsvermögen ist lückenhaft, anfällig für Verklärungen und Verwechslungen. Ganze Reihen von Bildern werden erst zu verlässlichen Erzählungen, ergänzt mit Worten zu Zeugen des Vergangenen. Teilnehmer/innen des Foto-Ateliers werden ermutigt, auch «unschöne» Bilder zu schaffen: Abfall, Zerbrochenes, Dreckiges. Der Blick wird auf das Dazwischen gerichtet, auf das Liegegebliebene. Perspektiven werden gewechselt, auf Oberflächen herangezoozt, Bekanntes unkenntlich gemacht – und Unbekanntes kenntlich.

«Fotografische Bilder bewirken, wahrnehmungstheoretisch gesprochen, eine Stärkung des Augensinns. Die Fotografie ermöglicht es, ein Stück weit aus der Welt zurückzutreten.

Nicht zuletzt begünstigt das Fotobild eine positivistische Haltung gegenüber der Welt. Es stellt die visuelle Bekräftigung der Wende zum Diesseitigen und Vordergründigen dar: Es wird die Oberfläche



der Welt optisch abgetastet, fotografisch untersucht, manchmal verbunden mit dem Glauben, über die Zeichen an der Oberfläche etwas über das Dahinterliegende aussagen zu können.»

Rückmeldungen von Patienten und Patientinnen im Foto-Atelier: Ich schaue die Welt anders an. Ich sehe wieder. Auch ohne Foto-Apparat bin ich oft am Fotografieren, am Suchen von interessanten Motiven. Ich habe meine Berührungängste mit dem Computer abbauen können. Es fasziniert mich, mit Bildern Geschichten zu erzählen. Mir ist wieder bewusst geworden, wie schön die Landschaft ist, wie wertvoll das Leben sein kann. Die Zeit vergeht wie im Flug. Ich habe das Gefühl, wieder mit mir und der Welt verbunden zu sein. Es ist schön, den anderen eigene Bilder zeigen zu können.

«Die Fotografie bezieht ihre Kraft aus einer paradoxen Verschränkung. Auf der einen Seite ist ihr Realismus so stark, dass sie als räumliche und zeitliche Tatsache erscheint und wir glauben können, über sie die Welt zu begreifen, über sie die Wahrheit zu erfahren. Auf der anderen Seite hingegen ist die Fotografie, weil sie schwach codiert, weil sie aus dem räumlichen und zeitlichen Verlauf der Welt ausgeschnitten ist, offen für alle möglichen Projektionen der Betrachter. Sie ist eine Art schweigende Erzählung, die ansetzt und gleich verstummt, womit sie alles Folgende offenlässt. Diese Verschränkung von Begreifen und Staunen, als sei sie abbildende Information und offenes Blickfeld, addiert sich zu einer ungewöhnlichen Kraft, verleiht der Fotografie in einem modernen Sinne magische Qualitäten.»

Foto-grafieren bedeutet wörtlich zeichnen mit Licht. Wer fotografiert, ist in Bewegung: draussen beim Spazieren, auf der Suche nach Motiven. Drinnen beim Erspüren, welches Bild, welche Zusammenstellung von Fotos stimmig erscheint. Mit dem Fotografieren reihe ich mich in die Menschheitsgeschichte ein – im Bedürfnis, die Welt abzubilden, sie einzuverleiben, zu verstehen und an ihr teilzuhaben. Ich erschaffe Lichtspuren

für mich selbst – und hinterlasse Zeichen für die anderen. Mit dem Fotografieren bewege ich mich auf der Höhe der Zeit: Wir arbeiten mit digitalen Medien, downloaden Fotobearbeitungsprogramme aus dem Internet (Picasa von Google), zeigen, wie Bilddaten via Mail zum Labor gelangen, projizieren die Fotos via Beamer an die Wand. Gerade für Männer ist die Technik eine Einstiegshilfe und ein wichtiger Motivations-schub. So wie das Hantieren mit Farbstift und Pinsel als kränkend empfunden werden kann, bedeutet der Spaziergang über das Klinikgelände mit umgehängter Digitalkamera eine Erhöhung des Selbstwerts. Ausgedruckte Fotos dienen als Material für Collagen oder werden koloriert – und verhelfen so beim Einstieg ins «klassische» gestalterische Tun. Fotografieren war lange Zeit männlich, ist es zum Teil heute noch: Der Vater macht die Familienbilder. Die Anknüpfungspunkte liegen zeitlich näher: Malen und Zeichnen war in der Schule. Fotografieren gehört zum Erwachsenenleben.

«Untersuchungen haben wiederholt gezeigt, dass zehn Leute ein und dasselbe Bild zehn Mal verschieden verstehen – wenn es als Einzelbild zu sehen ist, wenn es keine Legende hat, wenn es nicht Teil einer Reportage oder einer fotokünstlerischen Arbeit ist, die nach bestimmten nachvollziehbaren Regeln zusammengestellt wurden.»

Herr Daguerre und Frau Richard haben sich gegenseitig fotografiert. Gemeinsam sitzen sie nun vor dem Bildschirm, kommentieren ihre Bilder, besprechen die Wirkungen, löschen die misslungenen, nehmen erste Bearbeitungen vor. Frau Fuchs hat aus Ton Figürchen gemacht (Kuh, Männlein, Baum), um sie in einer selbst-gestalteten Kartonlandschaft ein Abenteuer erleben zu lassen – und dieses fotografisch festzuhalten. Herr Curtis hat zuhause seine alte Digitalkamera wieder gefunden. Auf der Speicherkarte entdeckt er Bilder, die er von sich selbst während des Koksens gemacht hat. Er



Fotografieren in der Suchttherapie

Die Klinik Südhang in Kirchlindach bei Bern behandelt Menschen mit einer Abhängigkeits-erkrankung von Alkohol oder Medikamenten. Oft haben die Patienten und Patientinnen eine lange Suchtkarriere hinter sich, auch mit illegalen Substanzen. Die Kunsttherapie im Südhang bietet neben dem Gestalten (Malen und Plastizieren) und der Schreibwerkstatt seit bald drei Jahren auch ein Theater- sowie ein Foto-Atelier an. Die Teilnahme am Fotografieren ist freiwillig. Der Einstieg ist niederschwellig, es sind keinerlei Vorkenntnisse nötig; die Komplexitätsstufen sind nach oben offen. Patienten und Patientinnen haben die Möglichkeit, ihre Fotos im Atelier und bei den Plenarversammlungen zu präsentieren, sie in der Klinikzeitschrift «express» oder auf der Südhang-Website zu veröffentlichen. Die Fotos zu diesem Beitrag stammen ebenfalls von Teilnehmer/innen des Foto-Ateliers.

Weitere Infos: www.suedhang.ch



kombiniert diese erschütternden Dokumente mit neuen Fotos, mit seinem veränderten Blick auf sich selbst. Herr Ray kommt unterdessen mit Unterstützung eines Mitpatienten mit der Technik zurecht. Er macht sich das «Glück» zum Thema, sucht dazu passende Bildmotive, montiert sie zu einer digitalen Fotoschau.

Viele Arbeiten werden an der Plenumsversammlung der Klinik gezeigt: Es braucht nicht wenig Mut, sich vor sämtlichen Patienten und Patientinnen (in der Regel mehr als sechzig) und einem Teil des Personals mit eigenen Bildern zu präsentieren. Entsprechend gross ist danach die Freude, sich gezeigt zu haben, gesehen worden zu sein. Das Fotografieren ist in mancherlei Hinsicht eine Brücke zwischen Klinikaufenthalt und dem Leben zuhause. Fotos von der Klinik, dem eigenen Zimmer, der Umgebung werden daheim gezeigt. Einige kaufen sich eine Digitalkamera und ein Laptop, führen ihre Fotografierarbeiten zuhause weiter. Sie nehmen das Bedürfnis mit, eingebunden zu bleiben, in die eigene Lebensgeschichte und in die Wirklichkeit um sie herum. Fotografieren als Therapie? Auch aus diesem

Bereich der Kunsttherapie liegen meines Wissens keine Studien über die Evidenz vor. Immerhin: Die Empirie, wenn auch über den Daumen gepeilt, zeigt in eine erfreuliche Richtung.

Stephan Mathys, Bern

Kunsttherapeut GPK und Autor

stephanmathys@gmx.net

